

Sonderrubrik „Ukraine-Krieg“

Sonja Matuska : „Machtlos“

Es war 3 Uhr nachts, als die letzte Bombe fiel. Die U-Bahn-Station war gefüllt von Menschen, sie saßen dicht gedrängt aneinander, als würden sie sich gegenseitig Halt geben wollen. Und doch hing eine verhängnisvolle Stille über uns, gelegentlich unterbrochen vom Schluchzen einiger Menschen. Mein Mann, Vadim, hielt unseren Sohn im Arm. Damir schlief und sah dabei so friedlich aus, als würde um uns herum nicht ein Krieg toben. In diesem Moment hörte man von außen ein lautes Geräusch. Ich zuckte erschrocken zusammen. Schon seit Stunden versetzte dieses Geräusch uns alle in Angst. Eine weitere Bombe war gefallen.

Jedes Mal hielten wir die Luft an, während wir auf dieses schreckliche Geräusch horchten, jedes Mal atmeten wir erleichtert auf, wenn es leiser war, als das letzte. Denn das bedeutete, die fremde Armee war noch nicht hier. Die junge Frau neben mir begann leise zu beten. Am liebsten hätte ich mich ihr angeschlossen und daran geglaubt, dass Gott alles richten würde. Doch ich hatte mein Gottvertrauen gestern verloren, als die ausländische Armee unser Land stürmte und der Rest der Welt untätig zugesehen hatte. Ich wandte mich von der fremden Frau ab und wieder meiner Familie zu. Sie waren die einzigen, die mir geblieben waren, seit die Telefonverbindung zu meinen Eltern abgerissen war. Seit drei Tagen versuchte ich schon verzweifelt, sie zu erreichen, doch ich erhielt nie eine Antwort. Immer wieder kreisten meine Gedanken um die Frage, ob ich sie jemals wiedersehen würde. Die Stadt, in der sie lebten, war als eine der ersten gefallen, als der fremde Diktator beschlossen hatte, dass er das Recht hatte, die Macht in unserem Land zu übernehmen.

Ich wechselte einen sorgenvollen Blick mit meinem Mann. Auch ohne Worte verstand ich, dass er meine Furcht teilte. In diesem Moment gähnte unser Sohn. Sofort lag unsere ungeteilte Aufmerksamkeit auf ihm. „Hey, Großer. Du bist aufgewacht!“ Vadim versuchte, zu lächeln, doch mir entgingen die Sorgenfalten auf seiner Stirn nicht. „Papa, ich habe Hunger“, murmelte Damir. Ich wühlte in dem kleinen Rucksack, den ich übereilt gepackt hatte. Ich hatte so viel hineingestopft, wie ich konnte, doch zu essen hatten wir nicht viel. Ich reichte meinem Sohn das letzte Stück Brot, das wir besaßen. Mein Mann und ich konnten auch einen Abend ohne etwas zu essen auskommen, doch für meinen Sohn wollte ich so lange wie möglich die Illusion aufrechterhalten, dass wir nicht in Gefahr waren. Dass unser Land und unser Leben nicht im Begriff waren, von Soldaten zerstört zu werden.

Während Damir kaute, wandte sich Vadim an mich. Er senkte die Stimme und beugte sich zu mir vor, als würde auch er unseren Sohn vor der traurigen Realität schützen wollen. „Wir müssen hier weg, Irina. Im Moment sind sie noch nicht hier, doch morgen kann die Stadt verloren sein.“ Sofort versteifte ich mich. Hatte er den Verstand verloren? Da hinauszugehen, wäre Selbstmord. „Woher weißt du, dass sie die Stadt nicht schon längst umzingelt haben?“, fragte ich, „Woher weißt du, dass sie uns ohne Weiteres gehen lassen?“ Er schüttelte leicht den Kopf. „Ich weiß es nicht. Ich weiß es einfach nicht. Aber wir können nicht untätig hier herumsitzen und darauf warten, dass sie uns töten. Denk an Damir. Er ist doch erst vier.“ Beim Gedanken daran, dass unserem Jungen etwas passieren könnte, stiegen mir Tränen in die Augen. Eine einzelne Träne rann über meine Wange. Mein Mann löste vorsichtig eine Hand von meinem Sohn, der noch immer zufrieden kaute, und wischte sie fort. „Ich habe die Autoschlüssel. Wenn

in einer halben Stunde keine weitere Bombe gefallen ist, gehen wir. Es ist nicht weit bis zur Grenze. Und dann sind wir sicher.“ „Das ist Wahnsinn“, wisperte ich. Vadim nickte langsam. „Ich weiß. Aber was haben wir noch zu verlieren?“

Die nächste halbe Stunde war eine einzige Qual. Ich zählte die Sekunden und mit jeder Minute, die verging, wuchs meine Anspannung. Ich wurde immer unruhiger, begann mich zu verzählen und es fiel mir zunehmend schwer, still zu sitzen. Ich konzentrierte mich nur auf die Geräusche, doch keine weitere Detonation war zu hören. Etwas berührte mich. Erschrocken zuckte ich zurück, doch es war nur Vadim, der mich aus meiner Schockstarre holte. „Gehen wir“. Mit wackligen Knien stand ich auf. Langsam folgte ich ihm, während er sich einen Weg zwischen schlafenden und verzweifelnden Menschen bahnte. Ich fokussierte meinen Blick nur auf ihn. Ich könnte es nicht ertragen, den Schmerz der Menschen in ihren Blicken zu sehen. Wir alle hatten heute unsere Heimat verloren. Und doch in dem Moment, in dem wir die Treppe aus der U-Bahn-Station passierten, wurde mir klar, dass jeder für sich alleine kämpfte.

Die Straßen an der Oberfläche waren menschenleer und wirkten im Licht des Vollmondes gespenstisch. Ich hielt meinen Sohn fest im Arm. Mein Mann hatte ihn mir mit den Worten „Ich gehe voraus. Falls mir irgendetwas zustoßen sollte, renn.“ in die Arme gedrückt. Damir war mittlerweile schon wieder eingeschlafen. Er lächelte im Schlaf und hatte seine Finger fest um den Rucksack mit unseren Pässen, unser einziges Gepäckstück, geschlungen. Sie waren das erste, das ich eingepackt hatte, als wir unsere Wohnung verlassen mussten, als hätte ich instinktiv gewusst, dass unser Land verloren war. Wir bemühten uns, so wenige Geräusche wie möglich zu verursachen, als könnten alleine die Geräusche unserer Schritte fremde Soldaten anlocken. Wir mussten

eine halbe Stunde laufen, um zu unserem Auto zu gelangen, dass vor unserer Wohnung parkte. Bei jeder Ecke, um die wir gehen mussten, ging Vadim vor. Jedes Mal zählte ich mit rasendem Herzen bis fünf, bis ich ihm folgte. Ich hatte in meinem ganzen Leben nicht so viel Angst wie in diesem Moment. Am liebsten wäre ich einfach stehengeblieben. Doch ich zwang mich, weiter zu gehen. Für meinen Sohn. Für seine Zukunft. Das war das aller Wichtigste. Das rief ich mir immer wieder ins Gedächtnis, während ich meinem Mann folgte.

Unser Auto stand noch unbeschädigt vor unserer Wohnung. Wenn ich es betrachtete, fiel es mir schwer zu glauben, dass das hier Kriegsgebiet war. Doch ich hatte die Bomben heute selbst gehört. Vadim stieg auf dem Fahrersitz ein und startete den Motor, während ich meinen Sohn hinten anschnallte. Dann drehte ich mich zu der Wohnung um, in der wir die letzten sechs Jahre gelebt hatten. Diese Wohnung hatten meine Eltern mir zum achtzehnten Geburtstag geschenkt. In dieser Wohnung hatte mein Mann mir einen Heiratsantrag gemacht. In dieser Wohnung hatte ich erfahren, dass ich schwanger war. Hier hatte mein Sohn sein erstes Wort gesagt, war seinen ersten Schritt gelaufen. Ich dachte an all diese wichtigen Momente in meinem Leben, und mit einem Mal wurde mir bewusst, dass ich diesen Ort nie mehr wieder sehen würde. Ich wandte mich schnell ab und stieg zu meiner Familie in das Auto.

Wir fuhren ohne Licht, aus Angst, Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Während wir durch Kleinstraßen fuhren, schwiegen Vadim und ich. Wir trauten uns nicht einmal, das Radio anzuschalten. Ich starrte in die Ferne, achtete nicht darauf, wohin wir fuhren, doch mir fiel auf, dass mein Mann die Hauptstraßen mied. Als wir das Ortsschild passiert hatten, atmete ich auf und Vadim beschleunigte das Auto. Dann fuhren wir fort von unserer Heimat.

Es war 6 Uhr, als die Sonne aufging. Mein Mann fuhr seit Stunden, ein konzentrierter Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Die Schatten unter seinen Augen waren der einzige Beweis des Schreckens, den wir letzte Nacht durchlebt hatten. Die Straßen auf dem Weg zur Grenze waren menschenleer. Bis hierhin waren die fremden Soldaten also nicht gekommen. Und doch hatten wir beide ständig Angst, dass uns jemand anhielt. Als die Sonne auf sein Gesicht schien, öffnete mein Sohn langsam seine Augen. Damir sah sich verwirrt um. Dann fragte er: „Wohin fahren wir? Fahren wir nach Hause?“ Ich versuchte, für ihn zu lächeln, doch es fühlte sich so falsch an. „Nein, wir machen Urlaub. Es wird alles gut, vertrau mir.“ Doch ich glaubte mir diese Worte selbst nicht. „Ich will nach Hause“, quengelte Damir, „Wann fahren wir nach Hause?“. „Bald“, log ich und strich ihm vorsichtig übers Haar. Dabei wusste ich die Antwort selbst nicht. Ich wusste nicht einmal, ob wir noch ein Zuhause hatten.

Es war 9 Uhr, als wir die Grenze erreichten. Die letzte Stunde über waren wir im Stau gestanden. Es schien fast, als wäre die halbe Bevölkerung auf die Idee gekommen, das Land zu verlassen. Unser Sohn betrachtete fasziniert die verschiedenfarbigen Autos um uns herum. Er bemerkte die Anspannung nicht, die in der Luft lag. Je näher wir der Grenze kamen, desto mehr ließ meine Anspannung nach. Die Freiheit war zum Greifen nahe. Der Nachbarstaat war eine Demokratie. Dort würden sie uns helfen. Dort würde alles besser werden.

Als wir den Grenzschanne passierten, hatten wir die Pässe bereits griffbereit. Vadim öffnete das Autofenster und reichte sie dem Grenzbeamten. Er warf einen Blick darauf und sagte dann: „Ich kann Sie nicht passieren lassen.“ Mit einem Mal blieb mein Herz stehen. Wir waren so weit gekommen. Und jetzt, so kurz vor dem Ziel, war alles aus. „Wieso nicht?“, fragte ich und meine

Stimme klang seltsam hoch, „unsere Pässe sind noch gültig.“ Der Grenzbeamte schüttelte den Kopf. „Sie verstehen nicht, Madame. Ich kann ihn nicht über die Grenze lassen.“ Er deutete auf meinen Mann. „Wir haben die strikte Anweisung, keine Männer über 18 Jahren aus dem Land zu lassen.“ Über uns legte sich ein betretenes Schweigen. Dann räusperte sich mein Mann. „Und wenn ich aussteige?“, fragte er, „lassen Sie meine Frau und meinen Sohn dann passieren?“ Der Grenzer nickte langsam. „Nein!“, rief ich entsetzt. Mein Herz begann, schneller zu schlagen. „Ich gehe nicht ohne dich! Das kannst du nicht von mir verlangen!“. Doch Vadim schaffte es mit nur vier Worten, mich umzustimmen. „Denk an unseren Sohn.“ Langsam nickte ich.

Dann stiegen wir beide aus dem Auto. Damir blieb sitzen. Er war zu jung, um zu verstehen, dass das möglicherweise das letzte Mal war, dass er seinen Vater sehen würde. Mir stiegen Tränen in die Augen, während ich meinen Mann zum letzten Mal in die Arme nahm. „Pass auf dich auf. Bitte. Ich will dich nicht im Krieg verlieren“, schluchzte ich. „Ich rufe dich jeden Tag an“, versprach er und zog mich noch enger an sich. „Ich liebe dich“. Meine Tränen tropften auf den Boden. „Ich liebe dich“, antwortete ich verzweifelt. „Ich liebe dich. Ich liebe dich. Ich liebe dich.“ Dann schluchzte ich hemmungslos. Mein Mann küsste mich ein letztes Mal, bevor wir uns voneinander lösten. Ich fühlte mich wie betäubt, während ich meinen Pass und den meines Sohnes an mich nahm, auf der Fahrerseite einstieg und den Motor startete. Durch den Rückspiegel sah ich, wie Vadim uns winkte. Ich fuhr los und verlor ihn aus den Augen. Mein Sichtfeld verschwamm vor lauter Tränen. Ich fühlte mich so hilflos, als wären mein Volk und ich nur Schachfiguren im Spiel der Mächtigen. Der ausländische Diktator riss die Macht in meinem Land gewaltsam an sich, mein Mann war in unserer Heimat

gefangen, und ich hatte mit einem Mal alles bis auf meinen Sohn verloren. Und während ich meinen Tränen freien Lauf ließ, wurde mir erst bewusst, dass ich nichts dagegen tun konnte. Ich war nur ein einfacher Mensch. Eine normale Bürgerin. Und alleine war ich machtlos.